

Einverständnis ist sexy

Schwedens gute Idee zum Geschlechtsverkehr

Wie blind man für die Realität werden kann, wenn man erregt ist, zeigten einige Medienberichte zu dieser Meldung: In Schweden muss eine Frau künftig nicht mehr „nein“ zum Geschlechtsverkehr sagen – wenn sie nichts sagt und sich passiv verhält, gilt das als Ablehnung und damit der Sex als Vergewaltigung. So weit die Gesetzesvorlage, aus der mehrere Medien herauslasen, Männer müssten künftig vorher schriftliche Einwilligungen einholen, auch von ihren Ehefrauen, um das notfalls vor Gericht vorlegen zu können.

Das verbreitete sich dermaßen, dass ausgerechnet die Satire-Seite „Der Postillon“ sich schließlich als Aufklärer betätigte und die großen Medien via Twitter auf ihre überzogenen Interpretationen hinwies. Am Abend twitterte die schwedische Botschaft einen ausdrücklichen Dank für diese Intervention und stellte noch einmal klar, dass die Beweislast weiterhin beim Opfer liegt und die Unschuldsvermutung nicht aufgehoben wird; dass keine schriftliche Zustimmung nötig ist, sondern Zustimmung ganz unterschiedlich aussehen kann, niemals aber wie andauerndes Schweigen und Passivität.

Die Gesetzesvorlage der schwedischen Regierung geht auf einen Fall von 2014 zurück: Damals argumentierte ein der Vergewaltigung angeklagter Mann vor Gericht, die Frau habe zwar während des Geschlechtsverkehrs immer wieder „nein“ gesagt, aber das habe er nicht ernst genommen, sondern für eine Art Rollenspiel gehalten. Der Mann wurde freigesprochen, was mehrere Demonstrationen auslöste, die ein Umdenken forderten.

Als genau das ist das Gesetz auch zu verstehen: ein Umdenken. Denn juristisch ist eine Vergewaltigung auf dieser Basis noch schwerer nachzuweisen als bisher. Selbst wenn ein Video existiert, auf dem zu sehen ist, wie ein Mann eine vollkommen passive Frau in ein Zimmer zieht und mit ihr Sex hat, muss die Frau erst einmal nachweisen, dass sie nicht eine Minute vorher im Flur enthusiastisch „ja“ gesagt hat. (Dass hier immer von Männern und Frauen in dieser Täter-Opfer-Konstellation die Rede ist, liegt daran, dass diese Fälle am häufigsten angezeigt werden. Selbstverständlich schützt das Gesetz auch Männer vor Frauen, Männer vor Männern und Frauen vor Frauen.)

Das neue Sexualstrafrecht schreibe das Selbstverständliche fest, sagte der schwedische Ministerpräsident Stefan

Löfven: „Sex muss freiwillig sein. Ist er nicht freiwillig, ist er nicht legal.“ Und „nicht freiwillig“ bedeutet nicht nur, dass die Frau mit Gewalt gezwungen wird oder zu betrunken ist, um sich zu wehren. Es kann sich auch um ein Abhängigkeitsverhältnis handeln, das ausgenutzt wird, weil die Frau nicht wagt, „nein“ zu sagen, sondern den Sex einfach über sich ergehen lässt.

Wer aufgrund dieser Sachlage behauptet, man müsste nun wohl eine schriftliche Einwilligung einholen, sollte sich ganz grundsätzlich fragen, ob er seine Mitmenschen ausreichend respektiert. Wenn eine Frau einem Mann die Kleider vom Leib reißt, sind Nachfragen überflüssig. Aber wenn die Frau weder verbal noch körperlich Interesse signalisiert – ist es da wirklich abwegig, sie vor dem Sex zu fragen, ob sie überhaupt welchen möchte? Oder ist es nur abwegig, wenn es einem egal ist, weil man gerade in Stimmung ist und die Frau sich halt wehren soll, wenn sie nicht will?

Wie so häufig in den vergangenen Monaten wurde prompt wieder das Gejaule laut, die Einholung expliziter Zustimmung ruiniere den Nervenkitzel der körperlichen Liebe. Was daran aufregend sein soll, wenn der Sexualpartner keinerlei Begehren zeigt, sondern alles nur mit sich geschehen lässt, wurde bislang allerdings noch nicht hinreichend beantwortet. Einverständnis ist nicht unsexy. Unter BDSM-Anhängern ist es schon lange völlig normal, konkrete Zustimmungen zu verschiedenen Praktiken einzuholen – und man kann nicht gerade behaupten, dass diese Szene für langweiligen Sex bekannt wäre.

Es gilt als sicher, dass das schwedische Parlament dem Gesetz zustimmen wird. Die Neuerung stellt einen wichtigen Perspektivwechsel dar: War der Gesetzgeber eben noch von einer grundsätzlichen Bereitschaft zum Sex ausgegangen, die erst ausdrücklich bestritten werden musste, so nimmt er nun das Gegenteil an. Wenn man bedenkt, mit wie wenigen Menschen und in wie wenigen Situationen man tatsächlich Geschlechtsverkehr haben möchte, ist das die viel realistischere Prämisse. Es ist das Ende von „Du willst es doch auch“; es ist das Ende einer Gesetzgebung, die immer den Schwächeren die Verantwortung aufbürdet. Es ist die richtige Perspektive. Und es wird nur für diejenigen eine echte Umstellung bedeuten, die das körperliche und seelische Wohlbefinden ihrer Mitmenschen bislang sträflich missachtet haben. JULIA BÄHR



Hoffnungsverloren: Marie-Luise Stockinger als Helene und Michael Maertens als Alfred

Foto Reinhard Werner/Burgtheater

Es liegt an uns

Tablet und Co.: Wie lernen wir wieder richtiges Lesen?

Wir müssen nicht erst bei Smartphones und sozialen Netzwerken anfangen, bei E-Readern oder dem Internet, wenn es um die Verflachung unseres Lesens geht, um seine Flüchtigkeit, um Oberflächlichkeit. Sondern vielleicht besser mit Erinnerungen wie dieser: Wie man manchmal nach einer halben Buchseite merkt, dass man gerade gar nicht gelesen hat, sondern nur Zeile für Zeile mit den Augen abgegangen ist, ohne dass irgendetwas im eigenen Kopf angekommen wäre. Wie man in solchen Momenten dem eigenen Kopf zuhört, in dem das Summen allmählich leiser wird, wie man manchmal die Geduld hat mit sich selbst, darauf zu warten, dass man bereit ist zum Lesen. Es ist eine erstaunliche Erkenntnis, dass sich dieses Summen im Kopf, dieses Mit-den-Gedanken-wandern-Sein, nicht jedes Mal bemerkbar macht, wenn man lesen will, nicht überall – als ob es einer äußeren Ruhe bedürfte, um die innere Unruhe, die Ruhebedürftigkeit zu erkennen.

Dass wir einen Absatz, einen Satz, eine Zeile wieder und wieder aufzunehmen versuchen, kurz bevor uns die Augen zufallen, kennt wohl jeder. Für viele ist dieses Gefühl mit den Jahren das vertrautere geworden, häufiger erlebt als das völlige Versinken in ein Buch, als der Eindruck, mit allen Sinnen selbst aufgenommen zu haben, worum es geht. Wissen wir noch, was es heißt, in ein Buch vertieft zu sein? Zumindest erinnern wir uns noch daran, wie es war.

Viele Wissenschaftler haben zuletzt die Bedeutung des vertieften Lesens betont und auf seine Gefährdung gerade durch die Nutzung digitaler Lesemedien hingewiesen (F.A.Z. vom 9. Oktober). Dabei liegt das Problem nicht in der Technik selbst, sondern in unserem Umgang mit ihr, in unserer Anfälligkeit für Ablenkungen aller Art, mit denen wir bei der Lektüre auf Tablets und Smartphones rechnen (F.A.Z. vom 4. Dezember). Ein Problem, das keinesfalls nur für das Lesen auf dem Bildschirm gilt, liegt doch auch beim Lesen eines gedruckten Buchs das Smartphone oft in Hör- und Reichweite. „Wir können nur hoffen, dass Leser größere Selbstkontrollen üben, wenn sie vor gedrucktem Text sitzen, als wenn sie digital lesen“, sagte die amerikanische Linguistin Naomi S. Baron kürzlich.

Müssen und können wir unser Lesen vor Verflachung schützen? Größtenteils, sagt der spanische Psychologe Ladislao Salmerón, sei die Fähigkeit zu lesen ein

Verfahrenswissen, vergleichbar dem Fahrradfahren: Man kann es nicht einfach vergessen, wie man Namen vergisst. Das vertiefte Lesen drohe nicht etwa einfach zu verschwinden, es leide vielmehr unter den Umständen, unter denen gelesen wird. Salmerón rät zu einer möglichst störungsarmen Lesesituation: Lesemedien wie das gedruckte Buch oder ein E-Reader haben den Vorteil, dass sie von sich aus keine weitere Ablenkung bieten – anders als bei Smartphones, Tablets oder Computern. Wenn diese Geräte genutzt werden, empfiehlt er, zumindest die automatischen Hinweise bei neu auftretenden Nachrichten abzuschalten. Ist vertieftes Lesen also eine Frage der Selbstdisziplin? Oder der Einstellungen, die wir einfach auf unseren Lesegeräten vornehmen können? Salmeróns israelische Kollegin Rakfet Ackerman hat sich sicherheitsshalber ein eigenes Tablet ausschließlich zum konzentrierten Lesen zugelegt, um sich schon mit dem Griff zu diesem Gerät innerlich auf die ablenkungsfreie Lektüre einzustellen.

Fest steht: Das eigene Lesen muss gepflegt werden. Ihre persönliche Empfehlung sei, sagt die norwegische Leseforscherin Anne Mangan, sich regelmäßig Zeit zu nehmen für zwanzig Minuten Bettlektüre – gedruckt, auf Papier, um den Augen und dem Kopf eine Pause zu gönnen vom grellen Bildschirmlicht. Als Exerzitium müssen wir das Lesen deshalb noch lange nicht begreifen. Im Gegenteil: Für die rumänische Philolog Dana Badulescu stehen die genussbetonten Aspekte des Lesens ganz im Vordergrund. Man solle sich von der Erinnerung an die Pflichtlektüre der Schulzeit frei machen, rät sie, und sich von der eigenen Leselust leiten lassen. „Das Buch unserer Wahl wird uns zeigen, welchen Platz wir brauchen, um es zu lesen.“

Die positiven Auswirkungen vertieften Lesens, ergänzt der niederländische Buchwissenschaftler Adriaan van der Weel, ergäben sich bei der Buchlektüre von selbst: Auch wenn wir vordergründig zur Erholung oder aus Eskapismus lesen, trainieren wir dabei unsere Konzentrationsfähigkeit, unsere Selbstdisziplin, unseren Aufmerksamkeitsfokus. Am Ende eines Texts sei das vertiefte Lesen nicht etwa vorbei, sagt Ladislao Salmerón. Der Psychologe empfiehlt, sich nach der Lektüre noch Zeit zum Nachdenken zu lassen. Eine der schönsten Möglichkeiten, das Gelesene nachwirken zu lassen, sagt Salmerón, ist das Gespräch. FRIDTJOF KÜCHEMANN

Das Glück ist allen gleich fern

WIEN, 21. Dezember
Um Jahresende noch ein Höhepunkt. Ein Theaterereignis. Ohne Wenn und Aber eindrucksvoll. Ewald Palmethofers Bearbeitung von Hauptmanns Debütstück „Vor Sonnenaufgang“ in Wien, inszeniert von Dušan David Pařízek am Akademietheater, ist ein vorweihnachtliches Überraschungsgeschenk. Allerdings unverpackt, ohne Schleife, ohne Glitzer. In Basel wurde das Stück schon vor einem knappen Monat uraufgeführt (F.A.Z. vom 27. November), als durchwachsender Adaptionabend in zwei Teilen. Im ersten sah man ambitionierten Boulevard mit Abstechern ins Milieudrama: Zwei alte Studienfreunde treffen sich wieder, der eine ist ein linker Gesinnungsjournalist geworden, der andere ein rechter Geschäftszyniker. Zufällig führt eine Recherche die beiden wieder zusammen, bald streiten sie am Esstisch des populistischen Firmenchefs, stürmen aufeinander los, während oben dessen schwangere Frau mit der Düsternis kämpft und ihre einsame Schwester sich aus lauter Verzweiflung in den ungebeten Gast verliebt. Der zweite Teil bot in Basel dann einen drastischen Stimmungswechsel, jetzt kam die Tragik Schlag auf Schlag, brachen die Schockwellen plötzlich los: Ein melancholischer Arzt mit Weltanschauung, aber ohne Tatendrang, die Liebesruhe der kleinen Schwester, endlich die Pressenwehen und dann das Kind, tot geboren, ein Stück Schicksalsrest. Aus Basel blieb nur der zweite Teil in Erinnerung, vor allem das Ende, der gellende Schreckensschrei der Mutter.

In Wien gibt es keine zwei Teile. Hier ist alles wie aus einem eisernen Guss. Das Stück erkennt man kaum wieder – so unerbitlich genau fügt sich nun alles zusammen. So unvergleichlich präzise wird es hier gespielt. Vor dem kalten Steingemäuer, in einem hölzernen Häuserumriss, treten nacheinander jene Figuren auf, die Palmethofer aus der hauptmannschen Vorlage geschnitten hat. Sie tragen hier jedoch nicht den Schatten der Aktualisierung mit sich, sind nicht nur lebensklug im Moment, sondern ganz und gar seelenweise für immer. Seelenverwaist sind sie darüber hinaus. Die kleine Helene, der Marie-Luise Stockinger ihr schönes, hoffnungsverlorenes Gesicht gibt, steht im weißen Shirt da und staunt über ihr Unglück. „In der Phantasia fallen immer nur die anderen“, sagt sie, aber in Wirklichkeit tut man es meistens selbst – fallen, stürzen, rundum scheitern. Sie ist

Unheilsbescherung, herrlich: Dušan David Pařízek inszeniert „Vor Sonnenaufgang“ von Ewald Palmethofer nach Hauptmann mit einem furiosen Michael Maertens am Wiener Akademietheater.

pleite, die Wohnung kann sie sich nicht mehr leisten, deswegen ist Helene ins Elternhaus zurückgekommen, wo der ständig betrunkene Vater seine neue Frau ankeift. Die, vom Eheleben verbraucht, durch den Ekel vorm eigenen Mann entkräftet, schafft nur noch hin und wieder einen Ausbruch. Die großartige Dörte Lysewsky gibt sie als eine gedemütigte Furie, der die Wimperntusche in die Augen läuft und der bestürzte Schrei im Hals stecken bleibt.

Über der Familie liegt ein unsichtbarer Unheilsschleier, schon vom ersten Moment an spürt man, dass hier etwas nicht stimmt, niemals mehr stimmen wird. Da kann die hochschwangere Martha (rauh und bissig gespielt von Stefanie Dvorak) noch so sehr ihren österreichischen Schmährust ablassen, der lustige Unglücksarzt Schimmelpfennig (lustvoll-lakonisch: Fabian Krüger) noch so tragikomisch über das kurze Leben eines Grillhähnchens monologisieren und Thomas den abgeklärten Berufszyniker ohne Furcht und Selbsttadel geben – der „schwarze Höllenhund“ steht schon vor der Tür und zerrt bellend an seiner Kette.

Als Bote schickt er Alfred vor, den linken Hauptstadtjournalisten auf Provinzerkundungstour, der im hHauptmannschen Original ein sozialistischer Lebensreformer mit starken Thesen zur Rassenhygiene ist und als ein zwielichtig-geheimnisvoller Störer auftritt. In Basel blieb dieser Alfred bloss, war nicht mehr als ein harmloses Moralapöstelchen ohne Aura. Voreilig war man schon versucht, das dem Stück und seinem modernen Bearbeiter als Übertragungsfehler anzukreiden – in Wien wird man jetzt eines Besseren belehrt: Denn hier ist Alfred der eigentliche Hauptakteur der Tragödie. Wie Michael Maertens ihn spielt, skeptisch, zögernd,

verdrückt, als wäre er wider Willen da, als wüsste er eh schon, wie nah alle dem Abgrund sind, kann man den Blick nicht von ihm lassen. Gebannt verfolgt man jede seiner Bewegungen und Gesten, jedes Kniescheibenreiben und Ohrläppchenziehen, jede Mundwinkelveränderung, jeden Taschengriff.

Maertens gilt schon lange als Schauspielergenie, aber so wirkungssouverän wie hier hat man ihn wohl noch nie gesehen: Seine Könnerschaft besteht darin, dass er den Anschein erweckt, vollkommen gleichgültig gegenüber allem zu sein. Monoton, emotionslos, in sich gekehrt. Noch beim stürmischsten Kuss denkt er ans ruhige Atmen, selbst seine ideologischen Ausbrüche wirken absolut kontrolliert. In Wahrheit aber reagiert er hochsensibel auf jede Nuance im Text, jeden Haltungswechsel seiner Kollegen. Sein Spiel drückt trotzdem immer nur etwas Ungeföhres aus, deutet vorsichtig an, ohne zu viel zu verraten. Deswegen ist man sich nie sicher, ob sein Alfred schwermütige Traurigkeit ausstrahlt oder verbitterte Langeweile. Sein politisches Streitgespräch mit dem fatalistischen Kleinkaliber Thomas, den Markus Meyer als coolen Bösewicht gibt, ist denn hier auch nur ein Exkurs unter vielen. Alfred denkt zwar von Berufswegen utopisch, privat fühlt er sich jedoch als reines „Provisorium“. An so jemanden kann man sich nicht „schmiegen“, wie Helene schon bald feststellen muss. Alfred verschwindet großlos mit den gleichen hochgezogenen Schultern, mit denen er gekommen ist. Die Verzweifelten lässt er zurück, denn „das Glück sei ja allen gleich fern“, murmelt er.

Pařízek zurückhaltend-ruhige Inszenierung (in der, wie schon bei seiner letzten Berliner Produktion von „Amerika“, als zentrale Lichtquelle OH-Projektoren zum Einsatz kommen – soll das ein Markenzeichen werden?) lässt den rundherum vorzüglichen Schauspielern klugerweise allen Platz, den sie brauchen. Dadurch – und auch wegen der österreichischen Sprachfärbung mancher Ensemblemitglieder – klingt Palmethofers Text abgründiger, unwirklicher als in Basel. Manchmal können ein Ortswechsel und eine andere Besetzung also den Blick auf den Stoff entschieden verändern. Es muss einem immer wieder klar sein: Das Theater lebt nicht vom Text allein, es braucht kongeniale Interpreten. Und wenn das der Fall ist, wie an diesem Abend, dann hält einen am Schluss nichts mehr zurück. Dann will man sie feiern und vergöttern und sofort wiedersehen. SIMON STRAUSS

Mischmoral

Die Studentenorganisation „Common Ground“, die es sich zur Aufgabe macht, den anhaltenden „Rassismus“, Klassendenken und Kolonialismus“ in Oxford anzuprangern, hat sich, als neueste Zielscheibe ihrer Aktionen, jetzt den Moral- und Pastoraltheologen Nigel Biggar vorgeknöpft. Biggar hatte unlängst in der „Times“ für eine ausgewogene Neubewertung der kolonialen Vergangenheit plädiert. In den Augen seiner wütenden Kritiker besaß Biggar nicht nur die Unverfrorenheit, zu behaupten, die Geschichte des britischen Kolonialreiches sei „moralisch gemischt“ gewesen, sondern auch zu warnen, dass sich ein Übermaß an Schuldgefühlen negativ auf die Gegenwart auswirken könne: „Wenn wir glauben, was schrille Anti-Kolonialisten uns sagen – nämlich, dass unsere imperiale Vergangenheit eine lange, ungebrochene Litanei der Unterdrückung, der Ausbeutung und des Selbstbetrugs ist –, dann wird uns unsere Schuld anfällig machen für mutwillige Manipulation, und es wird uns in dem Glauben bestätigen, dass wir der Welt am besten dienen können, indem wir uns aus allem raushalten.“ Biggar war dem amerikanischen Akademiker Bruce Gilley zur Seite gesprungen, der in einem polemischen Beitrag für die Zeitschrift „Third World Quarterly“ gefordert hatte, dass es höchste Zeit sei, die reflexartige anticolonialistische Ideologie in Frage zu stellen. Gilley bezeichnete den westlichen Kolonialismus nicht nur als vorteilhaft und legitim, sondern wies auch auf die verheerenden Folgen der Unabhängigkeit hin und empfahl ein neues Kolonialprogramm für die Entwicklungsländer. 15 von 34 Mitgliedern schieden aus Protest aus dem Redaktionsausschuss aus. Als Morddrohungen gegen den Chefredakteur eingingen, zog dieser den Beitrag zurück. Das provozierte wiederum einen Aufschrei bei Akademikern, welche die Redefreiheit gefährdet sehen, ob man Gilley nun zustimme oder nicht. Mehr als 180 Wissenschaftler entgegneten, dass Autoren zwar des Recht hätten, trugschlüssige Argumente vorzutragen, Chefredakteure gelehrter Zeitschriften jedoch in der Pflicht stünden, akademische Maßstäbe aufrechtzuerhalten und Arbeiten abzulehnen, die Verstöße gegen die Menschenrechte guthießen. Ähnliche Argumente werden jetzt in Oxford für und gegen Biggar ins Feld geführt. In einem offenen Brief bemängeln rund sechzig Historiker des Empires und des Kolonialismus, dass der Moraltheologe mit dem Vorsitz eines fünfjährigen interdisziplinären Forschungsprojektes über „Ethik und das Empire“ betraut worden ist, das den Stand der Oxfordforschung nicht repräsentiere. Sein Ansatz beruhe auf schlechter Geschichte, seine Argumente seien polemisch einfältig. Woran sich zeigt, dass nicht nur die Schönheit, sondern auch die Geschichte im Auge des Betrachters liegt. G.T.

Kehrtwende

Düsseldorfer Ausstellung über Max Stern findet statt

Auf die Absage folgte die Absage der Absage: Sechs Wochen nachdem die Stadt Düsseldorf eine seit drei Jahren geplante Ausstellung über den dort 1937 von den Nationalsozialisten enteigneten jüdischen Galeristen Max Stern (1904 bis 1987) storniert hatte (F.A.Z. vom 11. Dezember), hat Oberbürgermeister Thomas Geisel (SPD) die umstrittene Entscheidung widerrufen. Die Schau soll nun doch stattfinden, wenn auch nicht bereits im Februar, sondern „zu einem späteren Zeitpunkt“ und „in ergänzter und erweiterter Form“. Dafür sollen der Direktorin des Stadtmuseums, die die Ausstellung angeregt hatte, dann aber die gesamte wissenschaftliche Arbeit an das Max Stern Art Restitution Project in Montreal abgab, ein Co-Kurator sowie ein wissenschaftlicher Beirat zur Seite gestellt werden. Die Stadt reagiert damit auf die massiven Proteste von jüdischen Organisationen, sowohl in Düsseldorf als auch in Nordamerika.

Die Kehrtwende kommt so überraschend wie zuvor die Absage und scheint ähnlich schlecht vorbereitet. Der Direktor des Museums Kunstpalast und die für die Stadt tätige Restitutionsforscherin erfahren von ihr aus der Zeitung. Auch kann Kulturdezernent Hans-Georg Lohe (CDU), wie er dieser Zeitung sagte, noch nicht absehen, ob die Schau zusammen mit dem zunächst als Alternative gedachten Symposium, das für Oktober 2018 angekündigt wurde, oder erst danach veranstaltet wird. Schließlich ist nicht geklärt, ob die Museen in Haifa und Montreal, die die Ausstellung im Sommer und Herbst übernehmen sollten, dazu auch später noch bereit sind und in der Lage sind. Auch dieser wenig sorgfältige Umgang mit der Erinnerung an Max Stern, der 1938 über Paris und London nach Kanada fliehen musste, könnte Partner des Projekts – und nicht nur sie – irritieren. Inzwischen hat die Stadt die Provenienzen aller Kunstwerke aus ihrem Besitz, die in Verbindung mit der Galerie Max und (seines Vaters) Julius Stern stehen, online gestellt. aro.